



**ICH HABE NIE
GEGLAUBT DASS
MAN MICH
EINSPERRT**

Portraitserie und Interviews
von Bettina Hain

HOHENECK

2. Auflage

© Texte, Grafiken: Bettina Hain

© Fotos: Franziska Kurz / www.ganz-kurz.de
Reproduktionen, Satz, Umschlaggestaltung:
Franziska Kurz

© Rückengedicht: Für meine Maus, Elke Schlegel
5 Monate und 24 Tage, 2. Auflage, Koblenz
IMPRIMATUR Verlag, 2021, S. 94

Projektförderung:



KULTURKIRCHE 2025



**Sächsische Landesbeauftragte
zur Aufarbeitung der SED-Diktatur**

Vorwort

Das Kulturhauptstadtprojekt Purple Path hat das Ziel, mit einem Kunst- und Skulpturenweg Wertschätzung und Aufmerksamkeit in die Kulturhauptstadtregion zu bringen und so auch an die wunden Punkte der Erinnerung.

In den letzten zwei Jahren las ich in Vorbereitung auf Veranstaltungen des Purple Path Bücher von ehemaligen Hoheneckerinnen und führte Interviews mit ihnen. Vor allem tagebuchartige Bücher und Beiträge waren sehr wichtig für mich. Da waren Frauen, die tief in ihre Seele schauen ließen und ein Gefühl dafür gaben, wie sie diese traumatische Zeit der Gefangenschaft erlebt und überlebt haben. Vielen Dank für diesen Einblick. Sie machen unser Leben reicher und bewusster und mutiger.

Bettina Hain hat die Begegnungen der letzten zwei Jahre mit den Hoheneckerinnen und Menschen aus dem Umfeld des ehemaligen Strafvollzuges intensiv miterlebt und verarbeitet sie in ihren Portraits. Ihre Bilder und Interviews zeigen ganz unterschiedliche Facetten eines gelebten Lebens und bringen die Stärke und Präsenz der jeweiligen Persönlichkeit zum Ausdruck. Bettina Hains Reihe über ehemalige Hoheneckerinnen, und Menschen in deren nahem Umfeld stellt Würde, Lebenskraft und Reife in den Blick. Im Mittelpunkt stehen Frauen, denen diese Ausstellung Wertschätzung und Aufmerksamkeit entgegenbringt.

Die Ausstellung regt an, die Erinnerung an die DDR gemeinsam mit den portraitierten Menschen zu schreiben. Wir können so die dunklen Seiten des Lebens unter der DDR-Diktatur in das kollektive Gedächtnis integrieren. Das wäre ein Weg, die heutige Zeit bewusst demokratisch und wertegeleitet zu gestalten.

Holger Bartsch, Kulturhauptstadtpfarrer Chemnitz 2025

Zur Ausstellung

Zusammen mit Holger Bartsch besuchte ich im Mai 2023 Annemarie Krause in Thum. Ich freute mich über den ersten Kontakt mit ihr, die noch vor Gründung der DDR verurteilt worden war und als politische Gefangene in Hoheneck gewesen ist. Sie wurde 1954 in die DDR entlassen. Ich bedanke mich bei ihr für eine Reihe von Besuchen und ihre freundlichen Erklärungen, die mir halfen, mich in das Thema einzuarbeiten.

Im Rahmen des Projektes habe ich 10 Personen interviewt und porträtiert. Sieben davon sind Hoheneckerinnen, drei weitere waren nur teilweise in der Anstalt tätig als Handwerker, Pfarrer und Ehrenamtlerin. Sie äußerten bei unseren Gesprächen über die DDR-Zeit: „Bis dahin bin ich freiwillig geblieben, aber ich lasse mich nicht einsperren!“, „Ich war glücklich über das Ende der Diktatur!“, „Wer nicht in einer Diktatur gelebt hat, kann es sich nicht vorstellen.“ Erst während ihrer Haft bzw danach, konnten die eingesperrten Frauen ein politisches Bewusstsein entwickeln. Bei der Ausbürgerung in die BRD war nicht egal gewesen, wen sie zurückgelassen hatten. Nach der Wende folgten Besuche und Taten. Einige der Frauen gehen heute als Zeitzeuginnen an Schulen und freuen sich über den Austausch mit interessierten Mitmenschen. Bei allen PorträtpartnerInnen bedanke ich mich für die offenen Gespräche und ebenso für die nachfolgende Korrespondenz und Korrektur der Interviewtexte, die im Dialog die endgültige Form annahmen.

Jedem Bild der Ausstellung ist außerdem ein Kurztext zugeordnet. Alle Bilder sind als Linolschnitte im Eigendruck gefertigt.

Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Ausstellungsbesuch
Bettina Hain



Frauengefängnis Hoheneck Gedenkstätte

Die Strafvollzugsanstalt Hoheneck war das zentrale und größte Frauengefängnis der DDR - und eines der berüchtigten. Frauen, die im SED-Regime wegen politischer Delikte in Haft kamen - für versuchte Republikflucht und Ausreiseanträge, Opposition und Systemgegnerschaft, eine unangepasste Lebensweise oder für ihren Glauben - wurden hier gezielt mit kriminellen Strafgefangenen gemischt. Die Haftbedingungen waren brutal, die Zustände katastrophal. Neben Gewalt und psychischer Demütigung mussten die Frauen auch Kälte, Hunger und harte Haftarbeit über sich ergehen lassen. Im Laufe von vier Jahrzehnten wurden hinter den Mauern von Hoheneck tausende schwere Schicksale geschrieben. Heute erinnert eine Gedenkstätte an das Unrecht an diesem Ort.

Petra Weise

Als Mutter bemühte sie sich, notwendige Medikamente für ihr Kind zu bekommen. Nur eine Operation könnte ihm helfen. Aber die zu lange Wartezeit auf die Medikamente, die es in der DDR nur für Devisen gab, nahm jede Hoffnung. Beim Versuch, heimlich über die Grenze nach Jugoslawien zu gelangen, wurde sie und ihre Familie verhaftet. Jedoch nach Haftstrafe und Freikauf in die BRD konnte ihr Kind operiert werden.



Elke Schlegel

Sie bekamen keine Wohnung, weil sie nicht heiraten wollten und mit ihrem Outfit und ihren Lebensumständen passten sie nicht ins Bild des DDR Sozialismus. Sie stellten ordnungsgemäß einen Ausreiseantrag. Jedoch erst nach Verhaftung, Verurteilung und Strafvollzug konnten sie und ihr Mann, indem sie freigekauft wurden, in die BRD ausreisen.



Annemarie Krause

Sie lebte damals in der sowjetischen Besatzungszone. 1948 wurde sie von der russischen Polizei verhaftet und kurz darauf vor einem Sowjetischen Militärtribunal zu einer Freiheitsstrafe von 25 Jahren verurteilt. „Wenn Sie rauskommen, dann sind Sie schon Großmutter,“ wurde ihr bei der Verhandlung gesagt. Über die Straflager in Bautzen und Sachsenhausen kam sie 1950 als politisch Inhaftierte nach Hoheneck. 1954 wurde sie vorzeitig entlassen, nachdem die Insassen des Frauengefängnisses Hoheneck in Stollberg in einen Hungerstreik getreten waren. Sie habe Glück gehabt, dass sie bei der Entlassung dabei gewesen sei, sagte sie. Auch nach der Entlassung musste sie viel weinen. Dies besonders, wenn sie am Gefängnis vorbeifuhren, da dachte sie immer, hoffentlich sind alle raus gekommen. Man erfuhr ja nichts.

WIR HABEN
EINANDER

IMMER MAL WAS GESCHENKT

48

VERHAFTET

25 JAHRE GEKRIEGT
14 TAGE BAU
54 NACHHAUSE

JAHRE ALT

DA WUR MEINE TOCHTER SECHS



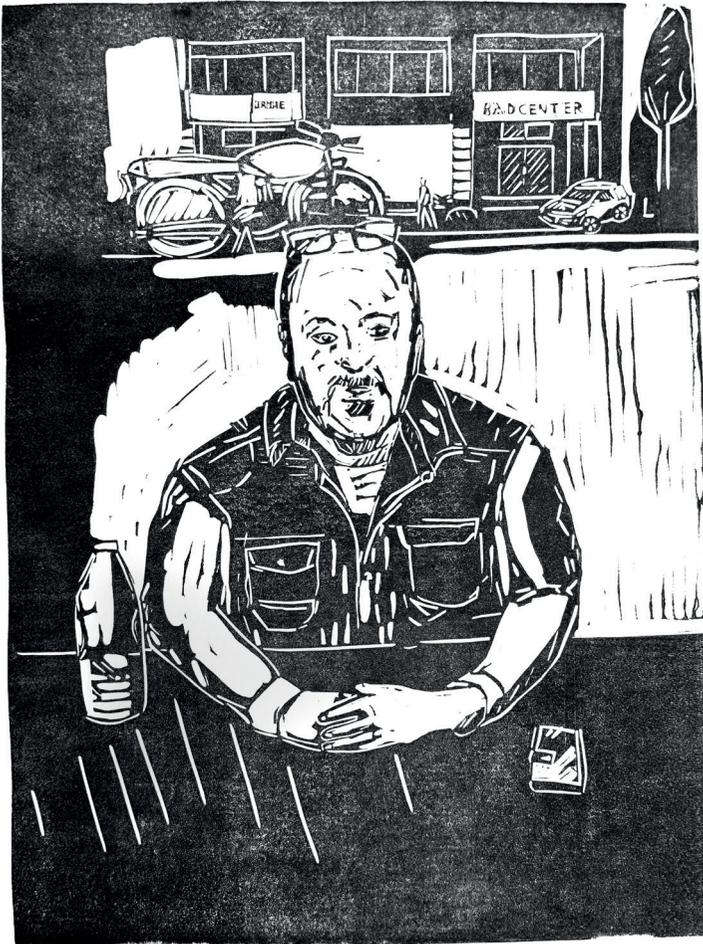


Karin Sorger

Ihr Adoptivvater war ein Bauingenieur und Privatunternehmer, der in ihr Herz den Wunsch nach Entfaltung der eigenen Möglichkeiten legte. Trotz der Ausgrenzung von Unternehmerkindern für einen höheren Bildungsweg in der DDR gelang es ihr als Schulbeste Medizin zu studieren und sich beruflich zu etablieren. Dennoch verließ sie das Gefühl der Unfreiheit nach dem Bau der Mauer nicht mehr. Bis sie mit Hilfe eines Freundes, der früher in die BRD geflohen war, die Flucht mit ihrer kleinen Tochter vorbereitete. Ein Schleuser sollte sie im Auto über den Transit nach Berlin bringen. Bei der Vorbereitung der Flucht wurde sie aber von einem Abschnittbevollmächtigten beobachtet. Sie wurde verhaftet, verhört und verurteilt. Und mußte in den Strafvollzug nach Hoheneck. Nach 10 Monaten Haft wurde sie über das Kaßberg-Gefängnis in Chemnitz freigekauft. In der BRD konnte sie ihr Leben von neuem aufbauen und ihre Tochter zu sich holen. Sie bekam in Mainz eine gute Anstellung an der Universitätsklinik und konnte ihre berufliche Laufbahn fortsetzen.

Jörg Lorenz

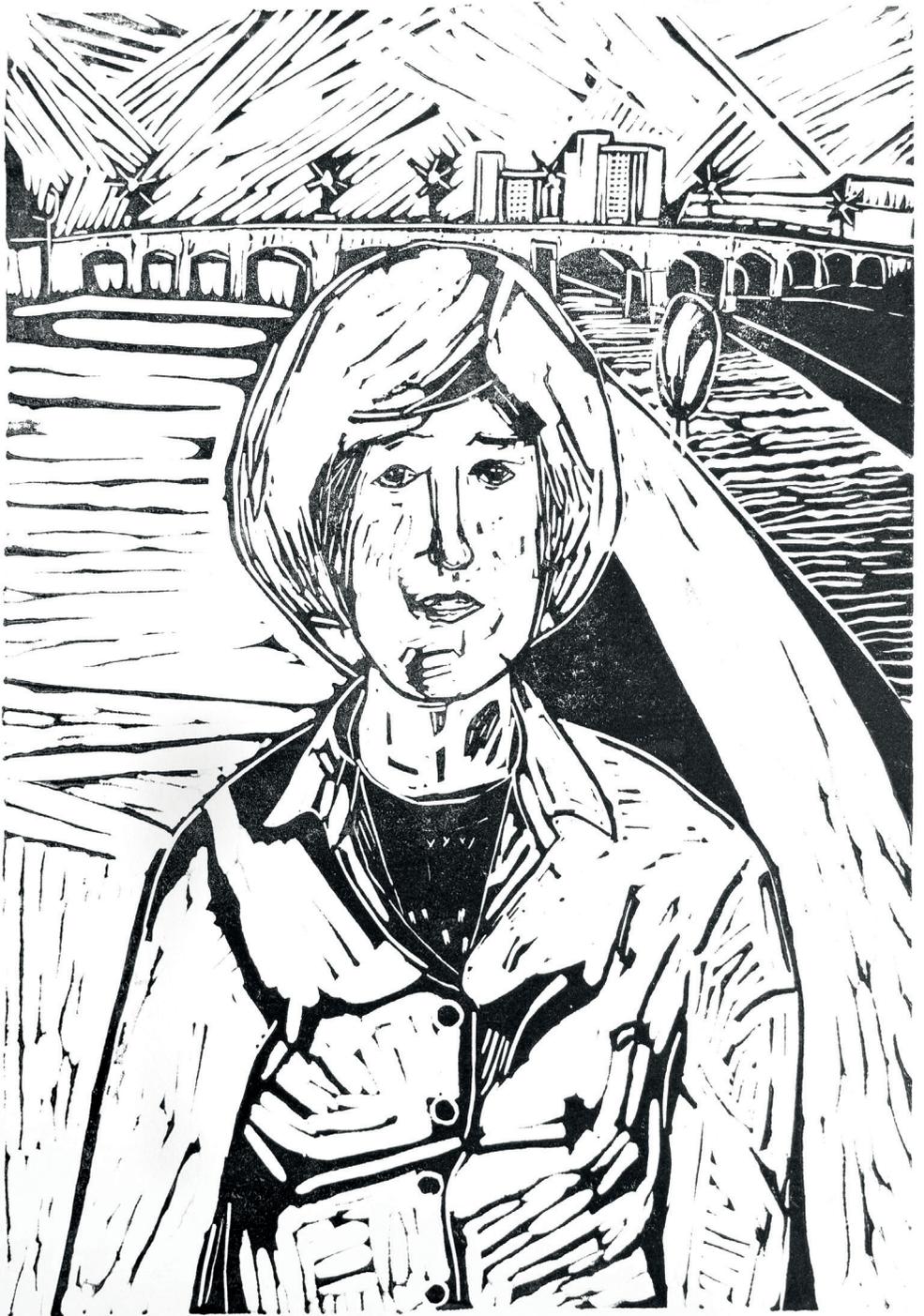
Seine Eltern waren in den Westen gegangen. Im Heim aufgewachsen, versuchte er als junger Erwachsener zurecht zu kommen, bis er wegen einem Fluchtversuch ins Gefängnis kam. Von der Justizvollzugsanstalt in Chemnitz wurde er in Hoheneck eingesetzt, um dort als Handwerker zu arbeiten.



Joachim Conrad

Über zehn Jahre war sein Vater Direktor der Chemnitzer Stadtmission und währenddessen auch Prediger in Hoheneck. Als 1958 der Vater früh verstarb, schickten ehemalige Gefangene, die in den Jahren nach dem Hungerstreik aus Hoheneck entlassen worden waren, Kondolenzschreiben an seine Mutter. Dadurch wurde ihm die Bedeutung des Wirkens des Vater in Hoheneck noch mehr bewußt.





Dorothea Ebert

In der DDR sah sie beruflich keine Aussicht auf Weiterentwicklung in ihrer künstlerischen Laufbahn. Für sie war von staatlicher Seite ausschließlich das Unterrichten vorgesehen. Für ihre musikalische Entwicklung gab es keinen Raum. Ähnlich erging es ihrem Mann, der elektronische Musik machen wollte wie Frank Zappa. Auch ihr Bruder und ein befreundeter Kunststudent schlossen sich ihnen an.

Da sie als Gruppe versucht hatten, über die Grenze nach Jugoslawien zu fliehen, lautete die Anklage bei ihrer Gerichtsverhandlung: Republikflucht - "Verbrechen in schwerem Falle".

Theresia Prüfer

Nach der Wende wurden alle politisch Inhaftierten aus Hoheneck entlassen. Es blieben dort nur die Kriminellen.

Damals begann sie im Ehrenamt bei den dort Verbliebenen den Besuchsdienst. Sie betreute eine Insassin von 1989 bis 2002 in Hoheneck, später auch noch in der JVA Chemnitz und über deren Entlassung hinaus, insgesamt 12 Jahre. Erst als diese Person sie bat, den Kontakt vorerst zu beenden, fanden keine Treffen mehr statt.



Manuela Polaszczyk

Obwohl im Westen geboren, durfte sie nicht ausreisen. Mit einer Freundin wollte sie schwimmend das Land verlassen. Sie wurden gesehen und am Strand verhaftet.

Über Cottbus kam sie in die Justizvollzugsanstalt Hoheneck und arbeitete dort im Lumpenkommando, bis sie 1985 freigekauft wurde. Seitdem lebt sie in Rheinland-Pfalz. Trotz ihrer angeschlagenen Gesundheit ist sie oft als Zeitzeugin unterwegs.





Christel Kurth

Als Pädagogin und Ausbilderin war sie verpflichtet, an der Kundgebung teilzunehmen. Also holte ihr Mann an jenem Abend die Kinder vom Hort ab und ging nicht hin. Diese Entscheidung wurde vom Betrieb nicht akzeptiert. Ihr Mann verlor infolgedessen seine Arbeit und sie wurde im Betrieb strafversetzt. In Zusammenhang mit ihrem Ausreiseantrag kam sie ins Gefängnis nach Hoheneck. Nach acht Monaten wurde sie freigekauft. Im gleichen Bus fuhren beide, sie und ihr Mann, der ebenfalls verhaftet worden war und in Cottbus im Strafvollzug gewesen war, vom Gefängnis auf dem Kaßberg in Chemnitz nach Gießen. Von dort zogen sie in den Großraum München. In Bayern gelang es ihnen, mit Fleiß und Mühe eine neue Existenz aufzubauen.

Interviews

Annemarie Krause | Hungerstreik in Hoheneck 1953

Sie waren gleich nach dem Krieg als ganz junge Frau (16) ins Gefängnis gekommen. Warum war das geschehen?

Weil ich eine Jugendliebe hatte, es war ein junger russischer Offizier. Freundschaften mit den Besatzer-Soldaten waren nicht erlaubt, so trafen wir uns heimlich. Als ich am 9. Oktober 1947 das Baby bekam, konnten wir die Beziehung nicht mehr verbergen. Maxim wurde nach Annaberg, dann nach Flöha versetzt. Da sein Entlassungsantrag abgelehnt wurde, beschlossen wir in die amerikanische Besatzungszone zu fliehen. Aber die Polizei war ihm schon auf den Fersen und er mußte sich verstecken. Als er versuchte, alleine durchzukommen, wurde er in Magdeburg im Oktober 1948 aus dem Zug geholt, verurteilt und nach Sibirien (Magadan) in ein Straflager geschickt, in dem er 10 Jahre verbrachte. Das wußte ich erst nicht. 1993 erfuhr es meine Tochter durch das Rote Kreuz. 2003 las sie dann einen Aufruf in einem ZDF-Fernsehmagazin, es sollten sich Leute melden, die immer noch jemanden vermißten. Da sie gerne wissen wollte, wo ihr Vater verblieben ist, hat sie geschrieben, wurde ausgewählt und nach Moskau eingeladen zu einer bekannten Fernsehsendung. Unerwarteter Weise traf sie in Moskau im Fernsehstudio die Familie ihres Vaters Maxim. Sie erfuhr, dass ihr Vater wieder geheiratet und 11 Kinder gehabt hatte und dass er 1990 gestorben war. Auf diesem Weg war der Kontakt zu ihres Vaters Familie zustande gekommen. Ein Jahr nach der Einladung nach Moskau sind wir nach Moldavien geflogen und waren an seinem Grab gewesen.



Wie war es 1948 für Sie weitergegangen?

Da die russischen Soldaten Maxim in Thum nicht finden konnten, verhafteten sie mich, fünf Tage vor ihm. Die Dolmetscherin, die die Soldaten mitgebracht hatten, sagte mir, ich soll meinen Koffer packen und viel mitnehmen. Um meinen Mantel zu holen, sind wir extra nochmals umgekehrt. Dafür war ich ihr später dankbar. Auch meine Mutter und meine Tante wurden verhaftet. Mit ihnen kam ich nach Chemnitz ins Gefängnis am Kaßberg. Die Vernehmungen waren nachts. In der Zelle hatten wir Angst vor Wanzen und anderem Ungeziefer, das überall zu sehen war. 1948 im Dezember wurden wir vom Sowjetischen Militärtribunal verurteilt und kamen in die Haftanstalt nach Bautzen. 1949 im Mai wurden meine Mutter und meine Tante entlassen. Ich musste bleiben, aber ich war erleichtert, wie wenn ein Stein mir vom Herzen gefallen wäre. Dann kam ich mit andern auf Transport nach Sachsenhausen. Dort gab es Baracken, und wir konnten uns frei bewegen, das war gut. Aber in den Baracken gab es Wanzen und Flöhe und zum Waschen nur kaltes Wasser, außerdem gab es fast nichts zu essen.

Wie sind Sie nach Stollberg gekommen?

Ich war dreimal auf Transport gewesen. Das dritte Mal ging es von Sachsenhausen nach Stollberg. 1950 kam ich mit 1119 Frauen und 30 Kindern in Hoheneck an. Wir wurden von der Wachtmeisterin mit Spitznamen, Einsfünfzig-mit-Hut, mit den Worten empfangen: „Wenn es eine Gerechtigkeit Gottes gäbe, wärt ihr alle verreckt.“ Wir waren den harten Behandlungen der Wachtmeisterinnen ausgeliefert. Manchmal gab es aber auch unter den Bediensteten jemand, der oder die uns geholfen haben, zum Beispiel bei meiner Arbeit im Kohlenbunker. Der Heizer, ein Mann aus Chemnitz, ließ uns ab und zu Essensreste zukommen. Es gab auch eine junge Wärterin, eine ausgebildete Verkehrswachtmeisterin. Während ihrer Ausbildung war ihr gesagt worden, dass wir Frauen in Hoheneck alle Schwerverbrecherinnen sind. Deren Mutter hat das aber nicht geglaubt und hat der Tochter geraten, uns Gefangene freundlich zu behandeln. Wenn wir Feuerholz zu den Baracken brachten, wo die Tiere gehalten wurden, konnten wir unter ihrer Aufsicht gelegentlich von den Kartoffeln essen, die für die Tiere gekocht wurden. Sie interessierte sich für unsere Geschichten. Sie fragte uns, warum wir verurteilt waren.

Können Sie uns vom Hungerstreik erzählen?

Wir hatten einen dreitägigen Hungerstreik gemacht. Ich bin noch heute stolz darauf, dass alle mitgemacht haben, auch die TBC-Kranken.

Wie kam es im Oktober 1953 zum Hungerstreik?

Eine Mitgefangene hat eine Zeitung gelesen. Darin wurde über entlassene Kriegsgefangene aus sowjetischen Straflagern berichtet, die in Frankfurt an der Oder und Fürstenwalde angekommen waren. Eine bedeutsame Nachricht für uns, die wir nach Gründung der DDR darauf gehofft hatten, dass unsere Fälle nochmals überprüft würden, aber es geschah nichts. Die Zeitung, die meine Kameradin gelesen hatte, war der Auslöser für den Hungerstreik, denn darin standen auch die Na-

menslisten der entlassenen Kriegsgefangenen. Darunter Männer, die einige Frauen von uns kannten, junge deutsche Männer, die ebenso, wie wir Frauen von Sowjetischen Militärtribunalen verurteilt worden waren, die statt in deutsche Gefängnisse in russische Straflager geschickt worden waren. Sie waren im Laufe des Jahres 1953 nach Verhandlungen der DDR mit der Sowjetregierung aus diesen russischen Straflagern entlassen worden und waren auf dem Weg nach Hause. So wollten auch wir wissen, was mit uns wird. Was aus unseren Strafen wird. Um auf uns aufmerksam zu machen, riskierten wir im Frauengefängnis den Hungerstreik.

1953 war ein sehr ereignisreiches Jahr gewesen. Ein Jahr nach der Stalin Note war der sowjetische Partei- und Regierungschef im März gestorben. Im April war Adenauer in die USA gereist. Im Juni hatten die Arbeiter gegen die Erhöhung der Arbeitsnormen gestreikt. Der Volksaufstand war gewaltsam niedergeschlagen worden. Wußten Sie im Gefängnis von diesen Ereignissen?

Wir wußten das nicht. Wir wußten nie was. Dennoch glaube ich, dass wir die Rückkehr der Kriegsgefangenen und der uns bekannten Männer auch Adenauer verdanken. Wir Gefangenen dachten damals, nur durch Krieg kommen wir frei.

Wie hatte es funktioniert, dass die Strafgefangenen den Hungerstreik organisieren konnten?

Die Kommunikation für den Hungerstreik ging durch die Verbindung der Aborte, durch die drei Stockwerke des alten Gebäudes. Mit Klopfzeichen wurden auch die entferntesten Zellen erreicht. Nach drei Tagen Hungerstreik hatte die Regierung und die Leitung der Strafanstalt nachgegeben. Sie sagten, dass die Urteile einzeln durchgeschaut werden sollten. Danach kamen die großen Entlassungen. Im Verwaltungsgebäude war von nun an ständig Licht. Die Zellen dagegen waren immer weniger beleuchtet, da Häftlinge entlassen wurden, mittels Amnestie. Ich wurde am 20. Januar 1954

entlassen, da war meine Tochter sechs Jahre alt. Zu Anfang meiner Haft war sie bei einer Verwandten gewesen, dann ist sie bei meiner Mutter aufgewachsen. Ich hatte sie zwischenzeitlich nur einmal kurz gesehen. Bei meiner Entlassung trug ich Kleidung und Igelitschuhe aus dem Geschäft im Gefängnis. Ein Wachtmeister brachte mich nach Karl-Marx-Stadt. Von dort fuhr ich mit dem Zug nach Thum. Meine Mutter und meine Tochter holten mich nachts am Bahnhof ab. 1954 im Mai lernte ich meinen Mann kennen, mit dem ich nun 70 Jahre verheiratet bin. Und ich bekam Arbeit in einer Schuhfabrik in Ehrenfriedersdorf als Ledernäherin.

Können Sie noch etwas sagen über diejenigen, die 1954 im Gefängnis bleiben mussten?

Als am Tage des Hungerstreikes die Essenträgerinnen raustreten sollten, ist keine gegangen. Daraufhin wurden alle Frauen aus unserem großen Schlafsaal in kleinere Gruppen auseinander gelegt, um befragt zu werden. Wir kamen mit 20 Frauen in einen kleinen Raum in der Nähe der Kirche. Während des Hungerstreikes schliefen wir dort auf dem Fussboden. Jede Gruppe hatte eine Sprecherin. Für uns sprach Jutta Giersch, eine Journalistin. Sie und weitere Frauen, die beim Hungerstreik stellvertretend für uns gesprochen hatten, sind dann herausgeführt worden. Einige wurden strafverlegt nach Berlin-Brandenburg. Das erfuhr ich aber erst 1990.

Annemarie Krause lebt mit ihrem Mann in Thum. Sie pflegten den Gedenkstein für die Opfer des Stalinismus vor der Haftanstalt Hoheneck bis 2023. Mit der Eröffnung der Gedenkstätte fand dieser Stein links neben dem Eingangstor einen neuen Platz.



Elke Schlegel | Ausreiseantrag und Freikauf 1984

Sie hatten zusammen mit ihrem Freund Thomas ein Kind, dennoch wurde Ihnen keine Wohnung zugeteilt. Wie lebten Sie damals?

Wir lebten damals in Jena. Unsere Berufsausbildungen waren abgeschlossen. Seit 1976 war ich Serviererin im „Interhotel International“ in Jena und Thomas arbeitete als Fliesenleger bei der PGH (Produktionsgenossenschaft des Handwerks). Ich hätte gerne einen anderen Beruf erlernt, wegen der sozialistischen Arbeitskräftelenkung war es nicht möglich gewesen. 1981 wurde unser Sohn geboren. Wir wollten nicht heiraten und den staatlichen Ehekredit von 5000 Mark nicht in Anspruch nehmen. Folglich bekamen wir keine Wohnung zugeteilt. In der Not besetzten wir die leerstehende Räume eines Altstoffhandels und wurden wegen Wohnungsbesetzung verklagt. Wir zahlten eine hohe Strafe und uns wurde mit Zwangsräumung gedroht. Mit unserem Outfit und unserer Lebenseinstellung passten wir nicht in das biedere Bild des DDR-Sozialismus. Die elementarsten Rechte wurden uns verwehrt. Es gab für uns keine freie Berufswahl, keine Meinungsfreiheit, keine Religionsfreiheit, keine Reisefreiheit. Durch unsere Verwandten in der BRD wußten wir Bescheid über die Chance auf Arbeit, eine Wohnung, die Freiheit zu Reisen und in die Kirche zu gehen. Wir wollten frei leben, unserem Kind eine bessere Zukunft bieten. Also zogen wir in Betracht, die DDR zu verlassen. Eine Flucht mit dem Kind erschien uns unmöglich. Also diskutierten wir über die Möglichkeiten, einen Ausreiseantrag zu stellen. Im Sommer 1983 stellten wir dann einen Antrag, aus der Staatsbürgerschaft der DDR entlassen zu werden. Dabei haben wir uns auf das Helsinki Abkommen von 1975 berufen, das von Honecker unterzeichnet wurde. Uns war zu keiner Zeit bewußt, etwas illegales getan zu haben. Unter unseren Be-

kannten waren viele derartige Antragsteller. Im Interhotel wurde ich sofort degradiert, ich kam in die Spülküche, war politisch nicht mehr tragbar. Mein Freund Thomas mußte Sand sieben. In Folge eines Treffens mit anderen Antragstellern wurde uns der Personalausweis abgenommen. Der Ersatzausweis, PM 12 stempelte uns zu Kriminellen ab und wir bekamen keinen Termin zur Hochzeit auf dem Standesamt. Sogar an unserem kleinen Sohn zeigten sie uns, wer hier die Macht hatte. Er wurde in der Kinderkrippe nicht gewandelt, bis sein Po wund war, weil wir Pampers vom Klassenfeind benutzen. Mit dieser Schikane sollten wir unter Druck gesetzt werden, damit wir den Antrag zurückziehen.

Wie haben Sie darauf reagiert? Wem konnten Sie noch trauen?

Im Sommer 1983 waren wir bei Demonstrationen vom „Weißen Kreis“ dabei. Wir hatten als Zeichen eine Friedens-Taube im Fenster, am Auto an der Antenne hing ein weißes Bändchen oder im Rückfenster ein großes „A“, welches keinesfalls für Anfänger stand, sondern für Antragsteller und um das Handgelenk hatten wir ein weißes Armband geschlungen. Es wurde damals öfter der Ausnahmezustand über Jena ausgerufen, weil Jena auch für die „Junge Gemeinde“ und die „Jenaer Friedensgemeinschaft“ bekannt war. Wir hielten die Behörden auf Trapp. Seit der Ausbürgerung von Wolf Biermann waren Studenten exmatrikuliert worden. Matthias Domaschk kam damals in der U-Haft ums Leben. Es gab regelmäßige Verhaftungen und Verhöre. Öfter wurden wir vorübergehend verhaftet, zwischen 8-12 Stunden dauerte es, bis man wieder freikam. Es hieß immer mitkommen: „Zur Klärung eines Sachverhaltes“. Wir sind auch zur Ständigen Vertretung der Bundesrepublik (Botschaft der BRD) in Berlin gefahren, um dort unsere Personalien zu hinterlegen, falls uns etwas zustößt. Einmal wollten sie uns auch als IM werben, versprachen dafür, unseren Antrag schneller zu bearbeiten. Dann boten sie uns eine Doppelhaushälfte an, wenn wir den Antrag zurückziehen.

*Im Februar 1984 wurde Ihnen angedeutet, dass Sie ausreisen dürfen?
Warum wurden Sie stattdessen verhaftet?*

Wir bereiteten uns auf die angekündigte Ausreise vor, aber am 28.3.1984 wurden wir völlig überraschend verhaftet. Wir wurden angeklagt, weil wir mit unserem Cousin Fred in Westdeutschland Kontakt hatten. In der U-Haft versuchten die Verhörer, irgendeine Straftat zu erpressen. Wir konnten dem Druck und den stundenlangen Verhören standhalten, wurden trotzdem wegen ungesetzlicher Verbindungsaufnahme verurteilt und kamen in den Strafvollzug. Thomas nach Cottbus, und ich nach Hoheneck. Wir wurden verurteilt, um verkauft zu werden.

Wie erlebten Sie Hoheneck?

Ich kam in eine Zelle mit 42 Strafgefangenen unter ihnen 37 Kriminelle. Die „Politischen“ wurden wie der letzte Dreck behandelt. Wir waren der Abschaum. Hoheneck war überfüllt, wir schliefen in Drei-Stock-Betten, es gab für alle Zelleninsassen zwei Toiletten und fünf Wasserhähne über einem Waschtrog und eisig kaltes Wasser. Das Essen war kein Essen. Auf den Säcken, die in die Küche transportiert wurden, stand: „Für den menschlichen Verzehr ungeeignet.“ In den Suppen, die aus Kartoffeln oder Möhrenschnitten hergestellt waren, schwammen Maden und Kakerlaken. Das Brot war mit einer Flüssigkeit getränkt, um die sexuellen Triebe zu zügeln. Man musste ständig aufpassen, damit man nicht vergewaltigt wird. Im sogenannten Arbeitskommando mußten wir Zwangsarbeit für das Strumpfhosenkombinat Esda leisten. Die Damenstrumpfhosen wurden ins sozialistische Ausland für Devisen verkauft. Für die Nichterfüllung der Norm oder bei anderen Vergehen gab es zur Bestrafung in Hoheneck eine Isolationszelle, eine Dunkelzelle und eine Wasserzelle. Als kleinere Strafen wurde die Schreibadresse oder der Besuchstermin gestrichen. Auch unter den Gefangenen in den Zellen wurde geprügelt. Die Kriminellen hassten die Politischen und das wurde vom Wachpersonal auch noch geschürt. Mein Gesundheitszu-

stand verschlechterte sich durch die physische Belastung, die ungesunde Ernährung und die katastrophalen Haftbedingungen ständig. Mit 37 kg war ich dem Tod wohl so nahe, dass ich auf Transport ging.

War das der Freikauf?

Das Kaßberg-Gefängnis war für den Freikauf von politischen Häftlingen zuständig. Im Knastjargon nannten wir es „Aufpeppelhaft“ oder „Vogelnest“, weil der Rechtsanwalt Dr. Vogel die Preise für die Gefangenen aushandelte.

Im Kaßberg-Gefängnis waren die Wachen wieder nur Männer. Das Essen war besser und man mußte seine Finanzen regeln. Ich wurde, ehe mir die Urkunde auf Entlassung aus der Staatsbürgerschaft aus der DDR ausgehändigt wurde, belehrt: Keine Aussagen zu den Haftbedingungen, Transitverbot und Einreiseverbot in die DDR. Mir wurde der Haftentlassungsschein ausgehändigt und meine Strafe auf Bewährung ausgesetzt. Abschließend sagten sie mir: „Denken Sie daran, wenn eine Ampel auf grün steht, heißt das noch nicht, dass man auch lebendig über die Strasse kommt.“

Konnten Sie sich ein neues Leben aufbauen?

Am 20. September 1984 kam ich im Notaufnahmelaager Gießen an. Thomas, mein Mann, kam am 24. Oktober, einen Monat später. Unseren Sohn durfte ich erst am 10. Februar zu uns holen. In Koblenz bauten wir unser neues Leben auf. Nach dem Fall der Mauer 1989 kamen immer wieder Freunde zu uns, denen wir geholfen haben. Eine Opferpension wurde für mich vorerst abgelehnt, weil ich nicht volle sechs Monate inhaftiert war. Mir fehlen 3 Tage.

Als Hoheneck an einen Investor verkauft war, der ein Eventhotel daraus machen wollte, suchte ich nach Gleichgesinnten. Der Frauenkreis der ehemaligen Hoheneckerinnen eröffnete in Wiesbaden eine Wanderausstellung: „Der dunkle Ort.“ Dort hatte ich ehemalige politische Gefangene getroffen, mit denen ich reden

konnte. Meine Aufarbeitung begann. Nach einem Zwischenfall mit einer ehemaligen Wärterin aus Hoheneck begann ich eine Therapie. Seitdem gehe ich als Zeitzeugin in Schulen und andere Einrichtungen, um von diesem Unrechtsstaat zu berichten. Die Haftbedingungen waren eine Extremerfahrung und ich werde sie nicht vergessen, aber ich habe gelernt, damit zu leben.

Im Dezember 2021 starb mein Mann an den Haftfolgeschäden. Es ist nicht zu beweisen, doch ich glaube fest daran. Das Leben, das wir in Freiheit noch gemeinsam hatten, war fantastisch.

Elke Schlegel lebt heute in Koblenz, wo auch Ihr Sohn lebt. Als Regionalbeauftragte für Rheinland Pfalz engagiert sie sich in der UOKD (Union der Opferverbände kommunistischer Gewaltherrschaft) für Nachkommen politisch verfolgter Menschen. Sie hat ein Buch geschrieben: „Fünf Monate und 24 Tage.“



Karin Sorger | Fluchtversuch und Freikauf 1977

Sie sind 1939 geboren und haben zuerst in Magdeburg, später in Leipzig gelebt. Welche Erlebnisse waren wichtig für Ihre Entscheidung, die DDR zu verlassen?

„Wenn sie dieses Mädchen nicht studieren lassen, schicke ich es in den Westen“, sagte mein Adoptivvater zu dem Direktor der Geschwister Scholl-Schule in Magdeburg. Er war Privatunternehmer mit mehr als 20 Arbeitern, die Fabrikschornsteine bauten und reparierten. Keine gute Voraussetzung für ein Studium seiner Tochter im Arbeiter- und Bauernstaat der DDR. Wegen meines Abschluszeugnisses als Schulbeste bekam ich jedoch dennoch sofort einen Studienplatz für Medizin an der Karl-Marx-Universität in Leipzig. Noch vor Studienbeginn hatten wir den ersten Studenteneinsatz im Braunkohlen-Tageabbau und ich sah die schlechten Arbeitsbedingungen, unter denen die Arbeiter ihr täglich Brot verdienten. Bisher hatte ich nichts gegen die Regierung gehabt, nun wurde ich zunehmend kritischer. Bei Ernteeinsätzen auf den Feldern der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften erlebte ich, dass viele Großgrundbesitzer wegen der Enteignungen zugunsten der LPG die DDR verlassen hatten. Als am 13. August 1961 in Berlin die Mauer gebaut wurde, war ich gerade mit einem Kommilitonen, meinem späteren Ehemann, mit Faltboot und Zelt an der Mecklenburgischen Seenplatte. Ich war entsetzt über die Nachricht und sagte zu ihm: „Jetzt sitzen wir in einem großen Zuchthaus und sie können alles mit uns machen.“ Das Semester begann mit einer Woche Politunterricht durch Männer der Gesellschaft für Sport und Technik, der Jugendorganisation für vormilitärische Ausbildung. Am Ende mußten wir dann eine Einverständniserklärung unterschreiben, dass wir bereit wären, den Staat mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, wenn es notwendig wäre. Die Unterschrift ist mir sehr schwer gefallen, ich konnte sie nur unter Tränen leisten.

Als mich 1977 bei den Vernehmungen in der Untersuchungshaft der Vernehmer fragte: „Wann haben wir Sie denn verloren?“, antwortete ich wahrheitsgemäß: „Als die Mauer gebaut wurde. Bis dahin war ich freiwillig geblieben, aber einsperren lasse ich mich nicht.“

Wie haben Sie Ihren Aufenthalt im Gefängnis erlebt?

Es war für mich, wie wenn ich vom Himmel in die Hölle gestürzt wäre. Ich war schon Fachärztin und arbeitete am Institut für Pathologie an der Universität Leipzig. Ich unterrichtete neben der Routinearbeit Studenten, hielt wissenschaftliche Vorträge und verfasste Arbeiten auf dem Gebiet der Nierenpathologie. Die Habilitation war geplant und die Ergebnisse lagen schon vor. Da ich nicht in der Partei war, war mir klar, dass ich fachlich besonders gut sein mußte, um an der Uni Aufstiegschancen zu haben, zudem die Pathologie eine reine Männerdomäne war. Als ich mich dann auf einmal in einer Einzelzelle befand, in spärlichem Licht, das durch versetzte Glasbausteine einfiel, und auf einer Holzpritsche mit durchgelegenen Strohsäcken und schmutzigen Decken saß, war es unerträglich. Erst habe ich an Suizid gedacht, doch dann überkam mich der Gedanke an meine kleine Tochter, die mit 8 Jahren keine Mutter mehr haben sollte, so wie ich im Alter von 10 Jahren. Wir sind hier nicht in Chile, wo Menschen einfach verschwinden. Irgendwie komme ich wieder raus, dachte ich, und fasste den Entschluss, diese Zeit durchzustehen.

Sie sind bei der Vorbereitung Ihrer Flucht verhaftet worden. Wie hat sich das zugetragen?

1977 wollte ich auf der Transitstrecke der A9 nach Berlin fliehen. Ein Freund im Westen - er war schon früher in die BRD geflohen - der Kontakt zu dem Fluchthelfer gehabt hatte, übermittelte mir im Februar, ein paar Tage vor dem Fluchttermin, wann und wo ich das Auto erwarten sollte. Am 6. Februar, einem Sonntag, an dem mein geschiedener Mann meine Tochter zu sich geholt hatte, wollte ich mir die Stelle ansehen, die ich bei Dunkelheit mit dem Kind an der Hand

finden wollte. Nach Sichtung des Kilometersteins 92 nahm ich die nächste Ausfahrt, und suchte einen Parallelweg zur Autobahn, auf dem ich das Auto abstellen könnte, um dann zu Fuß auf kürzesten Weg den Kilometerstein zu erreichen. Trotz mehrerer Versuche gelang es mir nicht, den genannten Treffpunkt zu finden. Es wurde langsam dunkel und ich beschloß, einen letzten Versuch zu wagen und parkte mein Auto. Wiederum ohne Erfolg kehrte ich zu meinem Trabant-Kombi zurück und nahm den Autoschlüssel in die Hand. Zur gleichen Zeit hielt ein Fiat, den die Polizei damals fuhr, mit Martinshorn in meiner Nähe. Ich wurde aufgefordert, in das Polizeiauto einzusteigen. Auf meine Frage „warum“ bekam ich zur Antwort, ich hätte mich in verbotenem Gelände aufgehalten, und zur Klärung eines Sachverhaltes. Viele Jahre später erfuhr ich aus meinen Stasi-Akten, dass mich an jenem Tag der Abschnittsbevollmächtigte ABV der Region beobachtet und die Kripo benachrichtigt hatte. Sie hatten mich bereits in Zivil verfolgt. Im Volkspolizei-Amt Bitterfeld verhörten sie mich dann stundenlang, ohne dass ich etwas zu essen und zu trinken bekam oder die Toilette aufsuchen durfte.

Gegen 23 Uhr wurde die Tür aufgerissen, und herein stürmte ein großer Mann mit den Worten: „Jetzt kommt die Staatssicherheit, jetzt weht ein anderer Wind.“ Er verhörte mich die ganze Nacht bis zum Morgen, ohne dass ich ein Geständnis unterschrieben hätte. Als es Tag wurde und der Publikumsverkehr auf dem Polizeiamt begann, fuhr er mit mir in das Untersuchungsgefängnis Halle, im Volksmund genannt „der Rote Ochse“. Hier erschien ein zusätzlicher Vernehmer, der weiche Typ, der sagte, „jetzt geben sie der Frau doch mal was zu essen“, „jetzt lassen Sie die Frau doch mal auf die Toilette“- ein psychologischer Trick, wie ich später verstand. Lange hatte ich standhalten können, aber sie hatten auch meinen schwachen Punkt herausgefunden, nämlich die Sorge um meine Tochter. Schließlich sagte der weiche Typ: „Sagen Sie doch die Wahrheit und Sie kommen heim zu Ihrer Tochter“. Erst da habe ich nachgegeben und gesagt: „Es war schon mein zweiter Versuch“. Das langte ihnen, genüßlich lehn-

ten sie sich in ihren Sesseln zurück. Ich kam nicht zu meiner Tochter, sondern mußte mich meiner Kleidung und der Uhr entledigen, sowie Kniebeugen machen zur Suche nach Kassibern in irgendwelchen Körperöffnungen und wurde in eine Einzelzelle gesperrt.

Nach 10 Tagen wurde ich nach Leipzig überführt. In der Zelle der U-Haft des MfS bemühten wir uns, physisch und psychisch fit zu bleiben, wir machte gemeinsam Gymnastik und lasen Bücher. Im Mai wurde ich vor dem Kreisgericht Leipzig Mitte wegen Vorbereitung und Versuch der Republikflucht zu 18 Monaten verurteilt. Für den Strafvollzug wurde ich dann nach Stollberg im Erzgebirge transportiert, in das Frauenzuchthaus Hoheneck. Nach zehn Monaten kam ich nach Karl-Marx-Stadt in das Gefängnis am Kaßberg. Dieses Gefängnis war die Drehscheibe für politische Gefangene aus der ganzen Republik, die durch die Bundesrepublik freigekauft wurden. Ich verbrachte dort 7 Wochen, ehe ich die DDR am 18.11.1977 in einem Bus aus Giessen über die thüringisch-hessische Grenze verlassen konnte.

Wie ist es Ihnen gelungen in der BRD ganz von vorne zu beginnen?

Verwandte, Freunde und Bekannte halfen mir in der Anfangszeit im Westen. Im April 1978 bekam ich eine Stelle als wissenschaftliche Assistentin am Institut für Pathologie der Universitätskliniken der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz. Am 9. Oktober konnte ich meine Tochter aus Leipzig zu mir holen. Sie hatte während meiner Haft bei meinem geschiedenen Mann und dessen neuer Familie gelebt, die gut für sie gesorgt hatten. Unter großer Angst wieder verhaftet zu werden, bin ich in die DDR gefahren, um mein Kind zu holen. 1984 habe ich mich habilitiert. 1987 wurde ich zur Professorin ernannt. 1988 wurde ich in Göppingen zur Chefärztin des Instituts für Pathologie in der Klinik am Eichert gewählt.

Heute lebt Karin Sorger als Rentnerin in der Nähe ihrer Tochter, die ebenfalls Ärztin geworden ist, und deren Familie bei München. 2016 ist ihre Autobiographie „Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit, das Geheimnis der Freiheit ist der Mut“ im Helios-Verlag erschienen. Seit über 20 Jahren geht sie in Schulen, um mit den jungen Leuten über Demokratie, Freiheit und Menschenrechte sowie Diktatur zu sprechen.

Jörg Lorenz | 1980 Hoheneck Hauswerkstatt

Sie haben nach 1980 einige Zeit in der Hauswerkstatt vom Frauenzuchthaus Hoheneck gearbeitet. Wie sah es dort aus? Wie kam es dazu, dass Sie dort gearbeitet haben?

Es war während meiner Haftstrafe in der JVA Chemnitz. Wir fuhren einige Zeit täglich mit 8 Mann nach Hoheneck in das Frauengefängnis, um dort in der Hauswerkstatt zu helfen. Es waren immer ein bis zwei Schließer von Chemnitz mit dabei. Während wir in dem Gebäude Wände strichen, Dinge reparierten und sauber machten, begegneten uns die Häftlinge. Im Heizungskeller waren zwei Frauen tätig, die die Heizanlage befeuerten. Alles war dort voller Kohlenstaub, eine ungesunde Arbeit. Auch beim Hofgang sahen wir die Frauen. Es waren Frauen jeden Alters, darunter auch Aufseherinnen aus dem KZ Sachsenhausen, die seit 1950 in Hoheneck eingesperrt waren.

Meine Lebensgeschichte: Als uns 1964 die Eltern verließen und in den Westen abhauten, war ich gerade 2 Jahre alt. Mein älterer Bruder, meine Schwester und ich wuchsen im Heim auf. Ich wurde für kurze Zeit adoptiert, jedoch bald wieder ins Heim zurückgegeben. Mit 18 bekam ich eine Wohnung. Aber es fiel mir schwer, mich zu orientieren. Ich bekam keine Anstellung, weil ich wegen Quertreiberei gegen den Staat vorbestraft war.

Meine Einstellung damals war: Protest ausdrücken. Da ich einen Fund auf dem Dachboden gemacht hatte - es war werbetech- nisches Material von 1936 - verwendete ich diese Zeichen im öffentlichen Raum für Protestaktionen. Ich bekam Schwierig- keiten mit der Polizei und wurde verhaftet.

Auch heute ist es strafbar, die NS-Symbolik öffentlich zu verwenden. Könnten Sie aus heutiger Sicht noch etwas dazu sagen?

Aus heutiger Sicht denke ich anders über die NS-Zeit und würde selbst aus Protest solche Sachen lassen. Aber es war nur ein Grund bei der Verhandlung, der Hauptgrund der Verhaf- tung war vereitelte DDR-Flucht. Wir wurden im Vorfeld verraten. So kam es, dass der Staatsanwalt bei der Verhandlung zu mir sagte: „Sie sind eine Distel im sozialistischen Rosengarten.“

Wie ist es nach Ihrer Entlassung weitergegangen?

Von 1980 bis 1985 war ich Häftling der JVA Chemnitz. Zwischenzeitlich war ich mal draußen gewesen, aber wegen Meldepflich- tungsverletzung wieder ins Gefängnis gekommen. Nach der Entlassung in meine Heimatstadt lernte ich eine Person kennen, die mir guttat. Ich habe sie geheiratet und wir bekamen einen Sohn. Wenn auch die Ehe in die Brüche ging, hatte ich doch eine neue Art zu leben kennen- gelernt. Ich hatte auch das Glück, eine feste Anstellung zu bekommen und konnte einen Beruf als Zerspahnungsfacharbeiter lernen. Nach der Scheidung kümmerte ich mich um unseren Sohn, das erfüllte mich mit Freude und gab mir Kraft.

Jörg Lorenz lebt in Chemnitz. Er hält in einem Chemnitzer Bürgerzent- rum Workshops im Bereich IT für den Umgang mit PC und Smartphone und bietet professionelle Hilfe an für Menschen in seinem Stadtteil.



Joachim Conrad I Von 1951 bis 1957 predigte sein Vater in Hoheneck

Ihre Familie ist 1947 nach Chemnitz umgezogen. Können Sie von dieser Zeit erzählen?

Wir kamen 1947 nach Chemnitz, als die Stadt noch große Kriegsschäden aufwies. Ich besuchte die Friedrich Engels-Schule, heute Schmidt-Rottluff-Gymnasium, und erlebte die Blütezeit der Jungen Gemeinde in der Nachkriegszeit, spielte auch in einem Posaunenchor. Mein Vater, Pfarrer Gerhard Conrad, geb. 1904, war vor dem zweiten Weltkrieg Mitglied im Pfarrernotbund gewesen. Nach dem Krieg wurde er Direktor der Stadtmission Chemnitz, die heute ein Mitglied im Diakonischen Werk der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsen ist. Über sechs Jahre fuhr er sonntags nach Stollberg zur Haftanstalt, um im Gefängnis zu predigen.

Wie kam es, dass Ihr Vater in Hoheneck predigte?

In der DDR gab es generell Gefängnisseelsorge. Vermutlich übernahm er den Sprechstunden- und den Predigtendienst, weil er keiner Chemnitzer Gemeinde verpflichtet war. Von Mai 1951 bis November 1957 war mein Vater in Hoheneck und auch in der Haftanstalt in Neu-Oelsnitz als Prediger tätig. Einmal hatte er auch in der Haftanstalt Waldheim gepredigt. 1957 übernahm er die Pfarrstelle Leipzig-Großschocher. In Leipzig bekam er öfter Besuch von entlassenen Hoheneckerinnen. Nachdem er 1958 infolge eines zu spät erkannten Blinddarm-Durchbruchs nach der Operation gestorben war, bekam meine Mutter unter den Kondolenzschreiben viele Briefe von ehemaligen politischen Häftlingen, die er in Hoheneck betreut hatte.

Hatte er regelmäßig in Hoheneck gepredigt?

Es gibt eine genaue Auflistung seiner Einsätze, daraus ist ersichtlich, dass er zwei- bis dreimal im Monat mit dem Zug nach Stollberg gefahren ist für sonntägliche Gottesdienste und Sprechstunden, wobei die letzteren manchmal ohne Begründung abgesagt wurden. Dann musste er, ohne die Gefangene gesehen zu haben, wieder zurückfahren. Außerdem predigte er in der Regel einmal im Monat in der Jakobikirche in Chemnitz.



Hat Ihr Vater in der Familie von Hoheneck erzählt?

Seine Predigtstätigkeit in Hoheneck fiel in die Zeit meines Theologiestudiums in Leipzig (1952-1957). Ich war damals ziemlich selten bei meinen Eltern in Chemnitz, so dass es weniger Gelegenheit zu ausführlicherem Austausch gab, obwohl mein Vater keine Geheimnisse um seine Tätigkeit und Erfahrungen in Hoheneck machte. So weiß ich von seinen Sprechstunden dort nur, dass er einmal für den Chor der Häftlinge um Noten gebeten wurde und ich dafür einen mir gehörigen Klavierauszug einer Bachpassion zur Verfügung stellte. Mein Vater riet mir, meinen Namen, den ich darauf geschrieben hatte, nicht nur durchzustreichen, sondern wegzuschneiden. Sonst weiß ich, dass er mit dem Aufsichtspersonal generell gut auskam, sich aber stets sehr hütete, unnötige Fragen zu stellen und damit die nötige Distanz wahrte. Wir wußten auch, dass in der Kapelle ein Gemälde hing, eine Darstellung Jesu, der Gefangenen predigt. Fotos von dem Gemälde schenkte mein Vater später Häftlingen nach der Entlassung. Mein Vater war als Erzgebirgler sehr heimatverbunden, er hat selbst Geschichten in erzgebirgischer Mundart geschrieben.

Joachim Conrad, geb. 1935, hat ebenso wie sein Vater Theologie studiert. Nach seinem Studium lehrte er an der theologischen Fakultät in Leipzig und Jena, von 1987 bis 1993 war er Dekan der theologischen Fakultät der Friedrich-Schiller Universität Jena.

Dorothea Ebert | Geige spielen in Hoheneck 1984

Sie bekamen als Kind die Geige Ihres Großvaters. Was bedeutete sie Ihnen?

1969 bekam ich zum neunten Geburtstag die Geige meines Großvaters väterlicherseits geschenkt. Aber auch mütterlicherseits gab es in meiner Familie musische Begabungen. Meine Eltern ermöglichten mir, Unterrichtsstunden zu nehmen. Eine besondere Erinnerung habe ich daran, wie ich zum ersten Mal im elterlichen Wohnzimmer auf dem Instrument vorspielte. Ich machte unter Anleitung meiner ersten Lehrerin gute Fortschritte. Als sie nach drei Jahren in Pension ging, war auf einmal der Unterricht anders. Die neue Lehrerin war sehr streng. Sie hat die musischen Talente der Schüler gefördert. Damit sollte die Fortschrittlichkeit des Staates demonstriert werden. Ähnlich wie beim Leistungssport. Mit einigen Schülern der Musikschule konnte ich für einen Auftritt nach Moskau reisen, natürlich mit dem Halstuch der Thälmann-Pioniere "geschmückt". Diese Mitgliedschaft war Voraussetzung dafür, gefördert zu werden. Als Kind habe ich das nicht durchschaut. Ich freute mich, meine Begabung entwickeln zu können. Mein Vater hörte damals den verbotenen Deutschlandfunk. „Das darfst du in der Schule nicht erzählen“, wurde mir gesagt. Einmal war die Stasi zum Gespräch bei meinen Eltern. Das Unwohlsein der Eltern danach war spürbar. Meine Großmutter hatte mir eine bessere Geige gekauft, die mich während meiner gesamten Ausbildungszeit begleitete. Es war für mich ein kostbares Instrument - eine Wiener Geissenhof von 1809. Auf ihr spielte ich, bis ich mein Diplom gemacht hatte. Auf der Flucht hatte ich sie in Ungarn hinterlegt, in der Hoffnung, sie später in den Westen holen zu können. Natürlich hat die Stasi das während der Verhöre herausbekommen. Ich sah sie zum letzten Mal am 23. Dezember 1983 in der U-Haft in Dresden, da lag sie als Beweismittel, als "Fluchtinstrument", als beschlagnahmter

Gegenstand. Der Vernehmer weidete sich an meiner Erschütterung und fragte mich höhnisch, womit ich denn später im Westen meinen Beruf ausüben wolle.

Wann begann es, dass Sie unter dem System des Staates gelitten haben?

Mir fiel nicht nur auf, dass der Staat die Talente aus eigenem Interesse förderte. Vor allem erschrak ich über die Nachricht des Unfalls meines Cousin. Er mußte während seiner Zeit bei der NVA Mienen verlegen. Eine Miene ist dabei hochgegangen und hat ihm den rechten Unterarm weggerissen. Über den Unfall erfuhr man nicht die Wahrheit. Die Familie durfte nichts davon erzählen. Aus Angst vor Repressalien hielten sie sich an diese Forderung. Ausserdem herrschte allgegenwärtig die Angst, bespitzelt zu werden. Selbst im Freundeskreis war man nie sicher, ob jemand etwas an die Stasi verriet, wenn man sich über die Zustände in der DDR äußerte. Wenn man sich aber den Reglementierungen beugte und sich einfügte, konnte man in der DDR das Leben eines unauffälligen Bürgers leben. Man durfte nur nicht hinterfragen, kritisieren und eigene Ideen einbringen.

Willst du in die Kirche gehen oder studieren? Wie haben Sie als Jugendliche diese Entscheidung erlebt?

Ich spürte in mir eine Sehnsucht nach der Geborgenheit in der Kirche, nach den mir verständlichen Geboten, fühlte mich wohl in den Konfirmandenstunden, die ich heimlich besuchte. Aber als ich meine Eltern fragte, ob ich mich konfirmieren lassen dürfe, hielten sie mich davon ab, weil ich sonst ja nicht studieren könne. "Willst Du in die Kirche gehen, oder willst Du studieren?" fragten sie mich. Ich hatte mich hingezogen gefühlt zur Jungen Gemeinde, auch deshalb, weil es in der Familie mütterlicherseits einige Pfarrer und Kantoren gab. Mein Großvater stammte aus dem Erzgebirge und war eines von 10 Kindern des Kantors.

Ein Gespräch mit Ihrem Professor war letztlich ausschlaggebend für Ihre Entscheidung zur Republikflucht. Wie war das Studium an der Musikhochschule bis dahin?

Ich wollte mich als Musikerin entwickeln und dazulernen. Hatte bei einem Musik-Seminar hilfreiche Anregungen von westlichen Professoren erhalten. Nach einem erfolgreichen Konzert fragte ich meinem Professor nach einem anderen Weg als dem, später ausschließlich zu unterrichten. Sollte ich mit 23 Jahren niemals mehr eine Chance haben, etwas anderes zu werden? Er meinte, das wäre nicht möglich. Der Berufsweg wurde staatlich gelenkt. Tief enttäuscht hatte ich daraufhin ein Gespräch mit meinem damaligen Ehemann Mathias, bei dem ich mit meinen Gedanken an eine Flucht offene Türen einrannte. Auch unser Freund Gerd, ein Kunststudent, schloss sich uns an. Schließlich haben wir auch meinen Bruder Michael eingeweiht. Die Gespräche über das Fluchtvorhaben führten wir unter freiem Himmel, damit wir nicht bespitzelt werden konnten. Wir wußten, dass sogar auf den Festen, die wir in unserer Neustädter Dachwohnung veranstalteten, immer Spitzel anwesend waren. Unser Plan war es, in Ungarn, Rumänien oder Bulgarien über die Grenze zu fliehen.

Sie haben Ihre Fluchtvorbereitungen sogar vor ihren Eltern verborgen. Wie erlebten Sie die Fahrt, auf der Sie hofften, unbemerkt über die Grenze nach Jugoslawien zu gelangen?

Da damals keine genauen Landkarten zu bekommen waren, beschlossen wir vor Ort auf die Bedingungen zu reagieren. Die Eltern wollten wir nicht belasten, deshalb sollten sie nichts wissen. So sind wir mit dem Autoreise-Zug nach Ungarn gefahren. Nach einer Erkundungsfahrt in Grenznähe reisten wir weiter nach Rumänien. Auch dort fanden wir keine Möglichkeit, nach Jugoslawien zu gelangen. Schließlich in Bulgarien marschierten wir im Gebirge auf der Strecke nach Sofia in Richtung der jugoslawischen Grenze. 16 Stunden

waren wir unterwegs, bis wir über einen Stacheldrahtzaun kletterten und über einen Sandstreifen liefen, der aussah wie ein Grenzverlauf. Wir dachten, wir hätten es geschafft, aber dann kam noch ein Grenzzaun. Später sahen wir, dass der ganze Hügel mit Scheingrenzen versehen war. Wir wurden von Soldaten mit Gewehren, Hunden und Jeeps erwartet, weil wir ein Signal ausgelöst hatten. Wir wurden mit den Waffen bedroht, mit harten Lederbändern gefesselt und gefangen genommen. Den 23. August 1983 verbrachten wir zunächst in der Grenzstation Michailowgrad, dann wurden wir ins Gefängnis nach Sofia verbracht. Nach 14 Tagen unter mittelalterlichen Haftbedingungen wurden wir mit dem Flugzeug über Budapest und Prag nach Berlin gebracht.

Untersuchungshaft, wie war das?

Der Traum der Flucht war aus, die nackte Wahrheit, dass ich nunmehr eingesperrt werden würde, hielt mich in den Klauen. Diese schreckliche Gewissheit und die Einsamkeit in der Einzelzelle drückten mich nieder. Aber nach einer Weile der Verzweiflung bemerkte ich, dass ich meine innere Musik nicht verloren hatte. Als ich die Augen schloß und mir den Anfang der Bach-d-Moll-Partita vorstellte und in meinem Inneren das Spielgefühl erlebte, wurde es hell und warm in mir. Viele Verhöre mußte ich ertragen, nachts störten sie mit Lichtkontrollen meinen Schlaf. Eine tiefe Traurigkeit stellte sich ein. Als ich schließlich zugegeben hatte, dass wir fliehen wollten, fühlte ich mich elend. Ich kam in eine andere U-Haft in Pankow. Sie boten mir an, in die DDR zurück entlassen zu werden. „Nein, niemals!“, antwortete ich. In Pankow lernte ich von anderen Häftlingen die Klopfsignale zu verstehen und zu beantworten. Auf diesem Weg erfuhr ich von RA Vogel und dem Freikauf. Außerdem lernte ich es auch, zu anderen Distanz zu halten und legte mehr und mehr meine Naivität ab. Ich war in einem behüteten Elternhaus aufgewachsen und in meiner musikalischen Welt eingesponnen und ein wenig weltfremd. Es erwachte ein politisches Bewusstsein in mir, ich erkannte, was für ein System in der DDR wirklich herrschte.

Nach Ihrem Prozess fragten Sie sich, wie Sie den Strafvollzug überstehen würden?

Nach fast einem halben Jahr in Untersuchungshaft in den verschiedenen Stasi-Untersuchungshaftanstalten in Berlin (unter anderem auch Hohenschönhausen), wurden wir zum Prozess nach Dresden gebracht. Natürlich wurden wir streng getrennt und haben uns erst zum Prozess wiedergesehen - in Handschellen.

Der Prozess fand in Dresden statt. Wir wurden angeklagt wegen "Versuchter Republikflucht- Paragraf 213" - und das wurde als Verbrechen in schwerem Falle gewertet, weil wir als Gruppe fliehen wollten. Als die Anklageschrift vorgelesen wurde, war ich natürlich erschüttert, aber auch stolz, dass ich den Mut gehabt hatte „Nein“ zu sagen und mich aufgemacht hatte ins Unbekannte. Ich sprach dort für mich als Künstlerin, sagte, mein Beweggrund für die Flucht sei die persönliche Freiheit. Ich blieb bei dem Wunsch, die DDR zu verlassen. Aber bei allem, was ich über Haftanstalten gehört hatte, fragte ich mich, wie ich den Strafvollzug überstehen würde.

Schließlich landete ich nach längerem Transport in Hoheneck. Dort bekam ich eine nach Schweiß riechende umgearbeitete Polizeiuniform, Unterwäsche "Großmuttermodell", Strumpfhaltergürtel mit braunen Strümpfen, Kopftuch. Ich wurde den "Zentralen Werkstätten" zugeteilt, musste Häftlingskleidung umnähen und in Schichtarbeit Klamotten für die Strafgefangenen nähen. Das hieß in der Frühschicht um 3:15 Uhr aufstehen, nach einem kurzen Frühstück arbeiten bis 13:00 Uhr. Das Essen war minderwertig, mit Fettkristallen durchsetzt, damit wir gut genährt aussehen sollten. Die Freistunden auf dem eiskalten Hof waren besonders trist in der Winterzeit, weil kein Sonnenlicht über die Mauern kam. Hoheneck war überbelegt nach der Verhaftungswelle, seitdem man mit den, von der BRD-Regierung für den Freikauf von Gefangenen bezahlten Devisen versuchte, das marode Wirtschaftssystem der DDR zu sanieren. In der Zelle war

es kalt, die drei kratzigen Wolldecken wärmten kaum. Der Wind pfiff durch undichte Fenster und in der Nasszelle gab es nur kaltes Wasser.

1984 meldete sich eine Kontrollkommission von Amnesty International in Hoheneck an, um die Haftzustände zu überprüfen. Wie kam es, dass Sie in diesem Zusammenhang für die Mitgefangenen Geige spielen konnten?

Weil die DDR nach außen als demokratischer Staat gelten wollte, konnte sie der Kommission nicht den Zugang verweigern. Sie wollte vorspiegeln, dass es eine sinnvolle Freizeitgestaltung für die Strafgefangenen gäbe. Ein Musikzirkel wurde geschaffen. Nach anfänglichen Zweifeln erklärte ich mich bereit, für die Strafgefangenen sogenannte Plattenstunden abzuhalten, in denen ich Schallplatten auflegte und die Musik erklärte. Später brachte die Frau Oberleutnant eine alte Geige, die auf einem Dachboden gefunden worden war. Damit konnte ich auch etwas live spielen. Meine Mutter durfte mir beim Sprecher Saiten und einen Bogen mitbringen. In dieser Tätigkeit erfuhr ich die Kraft und die Wirkung der Töne auf die menschliche Seele neu und intensiver als je zuvor. Da sich durch die Musik die Türen zum Inneren, auch in den mitgefangenen Frauen öffneten, gab es auch mehr Kommunikation untereinander. Ich war noch stärker davon überzeugt, dass ich spielen muß. Samstags schlossen uns die "Wachteln" auch in den Sportraum, dort konnten wir uns in Unterwäsche wenigstens ein wenig bewegen. Danach wurden wir zum Duschen geschlossen. Das war unsäglich, weil es nur wenige Duschen gab, die funktionierten. Unter den Rinnsalen versuchten wir in der kurz bemessenen Zeit, uns wenigstens ein wenig frisch zu machen. Ich habe gelernt, das durchzustehen. Und sonntags schloss ich mich heimlich den Gefangenen an, die zu den Gottesdiensten geschlossen wurden. Offiziell durfte ich das nicht. Ich war ja nicht offiziell in der Kirche! Es gab immer wieder "Gespräche" mit der "Erzieherin", die mich besorgten. „Sie müssen Ihre Einstellung gegenüber dem Staat ändern,“ sagte sie und drohte damit, dass ich wieder in die DDR entlassen würde. Aber ich versuchte,

mir keine Angst machen zu lassen. Langsam begriff ich, dass man so ziemlich alles aushalten kann. Diese schwierige Zeit wollte ich überstehen, um dann mit neuer Stärke die nächsten Aufgaben zu bewältigen und den großen Schritt in eine unbekannte Zukunft zu wagen.

Am 6.12. 1984 wurden Sie wieder verlegt, wohin sind Sie gekommen?

An diesem Wintertag wurden wir wieder "verlegt" - ein angstmachendes und doch Hoffnungen weckendes Wort. Ich kam in die U-Haft nach Chemnitz. Dort bekamen wir, nach 12 Tagen des bangen Wartens, endlich die Ausreisepapiere sowie die eigenen Kleidungsstücke zurück, die frisch gereinigt waren. Einzelnen wurden wir zum Vernehmer gerufen. Wir mussten unsere Vermögensverhältnisse erklären und unterschreiben, dass wir keine Rechts- und Besitzansprüche mehr in der DDR haben und niemals wieder die Staatsbürgerschaft der DDR bekommen würden. Innerlich jubelnd unterschrieb ich.

Am 19.12. wurden wir im Gefängnis durch eine Schleuse, ähnlich wie auf Flughäfen, zu einem Reisebus geführt. Rechtsanwalt Vogel fuhr mit seinem Mercedes vor dem Bus her durch das sich öffnende Gefängnistor. Sein Mercedes begleitete uns bis kurz vor die Grenze, dann scherte Herr Vogel seitlich weg. Der Busfahrer sagte: "Merken Sie etwas? Es ruckelt nicht mehr, jetzt sind Sie im freien Teil Deutschlands." Als ich meinen Mann ansah, der schon vor mir in den Bus gestiegen war und nun ziemlich stumm und ergriffen neben mir saß, kam er mir irgendwie fremd vor. In diesem Moment begriff ich, wie sehr die Gefängniszeit mich und auch ihn verändert hatte. Ich kam mir vor wie ein Fisch im Aquarium, nichts konnte mich richtig emotional erreichen. Es sollte noch lange dauern, bis meine Gefühle zurückkamen.

Als die Mauer gefallen war, fuhr ich im Dezember 1989, erstmals nach der Flucht, zu meinen Eltern. Ich war glücklich über das Ende der Diktatur. Jedoch dauerte es eine Weile, bis ich auf die Frage eine Antwort fand, ob ich nicht hätte warten kön-

nen, bis sich etwas "von selbst" verändert hätte - wer konnte denn ahnen, dass 7 Jahre später die Mauer fallen würde? Ich be-reue es im Nachhinein nicht, diesen schwierigen Weg gewählt zu haben. Durch die großen Tiefen dieser Zeit und die damit verbundenen Erfahrungen, bin ich zu der geworden, die ich heute bin. Insofern habe ich es richtig gemacht.

Dorothea Ebert lebt heute in München und spielt seit 1988 im Bayerischen Staatsorchester. Nach ihrer Ausbürgerung aus der DDR konnte sie ihr Violin-Studium an der Universität für Musik in Salzburg fortsetzen. Seit 1987 ist sie als Dozentin an der Hochschule für Musik und Theater in München tätig. 2010 hat sie zusammen mit ihrem Bruder Michael Proksch und ihrer Mutter ein Buch geschrieben: „Und plötzlich waren wir Verbrecher, Geschichte einer Republikflucht.“

Theresia Prüfer | Ehrenamt in Hoheneck ab 1989

Sie haben über einen langen Zeitraum in Hoheneck Gefangenenbe-such gemacht. Wie sind Sie dazu gekommen, das zu tun?

Um die Wendezeit hielt eine Nonne der Niederbronner Schwestern einen Vortrag, in dem sie das Gefängnis in Hoheneck erwähnte. Sie fragte, warum da niemand auf Besuch hin-geht. Meine Reaktion war: „Habe noch nie gehört, dass man da rein-kann.“ Ich erinnerte mich aber an meine Kindheit. Wenn wir an Ho-heneck vorbeifuhren, hatte ich öfter gefragt, wer denn da drinnen sei. So war ich neugierig geworden und hatte Interesse, den Kon-takt aufzunehmen. Ich stellte mir einen Briefwechsel vor. War aber verwundert, dass dies nur mit Besuchsdienst möglich sei. Ich wollte eine Gefangene besuchen, die keinen Außenkontakt hat und auch nur, wenn diese Person es möchte. Daraufhin erhielt ich einen ers-ten Termin für das Gefängnis Hoheneck. Es war sehr beeindruckend und beängstigend durch das große Eingangstor zu gehen, das sich



als mir gesagt wurde, dass ich sogleich eine Gefangene, deren Urteil lebenslänglich lautete, treffen sollte. Ich weigerte mich, denn das war nicht ausgemacht gewesen. Ich war noch nicht bereit, dieser Gefangenen gegenüberzustehen. An diesem Tag bin ich wieder heimgefahren. Wir haben dann erst mal Briefe geschrieben. Ich erfuhr, wer die Frau war, die ich besuchen sollte. Wir lernten uns während der monatlichen Besuchszeiten kennen und hatten guten Kontakt zueinander gefunden. Über 12 Jahre habe ich sie begleitet und betreut. Seit 2013 habe ich keinen Kontakt mehr zu ihr. Sie war eine verurteilte Mörderin, die aber diese Tat abstritt. Der Mord war kurz vor der Wende geschehen, der Prozess aber hatte erst nach der Wende stattgefunden. Ihr Anwalt war mit der Meinung in den Prozess gegangen, dass sie nicht verurteilt wird. Sie versuchte, auf ihre Art die Situation zu verarbeiten. Im Gefängnis verfasste sie ein Buch über die Biografien ihrer Mitgefangenen. Bei der Vorstellung und ersten Lesung ihres Buches in einer Bücherei war ich mit der Autorin dabei.

Wie sind Sie mit alledem umgegangen? Was hat der Besuchsdienst Ihnen gebracht?

All die Jahre spürte ich eine seelische Belastung, da sich mir bei Einsicht in ihre Akten und Berichte, die sie mir überließ, kein Gesamtbild erschloß. Sie wollte das Urteil anfechten, in alle Himmelsrichtungen wurde von ihr recherchiert. In allen Optionen versuchte sie, die Medien einzuschalten, ich mit eingebunden. Sie wollte mich sensibel machen für ihr nicht angenommenes Urteil. Es kostete mich viel Kraft, mit dieser Frau mitzufühlen.

Meine Familie hat mich dabei unterstützt. Die Betreute war dankbar und hat es verbalisiert. Sie nannte mich einmal „ihren Engel“. Später machten wir auch Freigänge zusammen, zum Einkaufen, auch einmal in die Kirche.

Hatten Sie Kontakt zu anderen Gefangenen?

Oft war ich eingeladen zu Veranstaltungen und Feiern. Dabei wurde ich von anderen Insassen gefragt, „könnten Sie auch zu mir kommen?“ Mir wurden öfter Zettel zugesteckt, die ich nicht annahm. Auch mit dem Gefängnispersonal gab es immer wieder unangenehme Situationen. Sie vermuteten, ich sei eine Komplizin der Gefangenen und dass mein Ehrenamt nur ein Vorwand sei. Mit einigen Personen des Betreuungspersonals des Gefängnisses Hoheneck und der JVA Chemnitz gelang es mir dennoch, Kontakt aufzunehmen. Nach meiner Beobachtung hatte die Wende die Haftanstalt bis 2002, als Hoheneck geschlossen wurde, noch nicht erreicht.

Im Ehrenamt habe ich noch einige Jahre eine andere Person betreut, die ich in Hoheneck kennengelernt habe. Dabei wurde mir bewußt, wie schwer es ist, nach der Haft draußen weiterzuleben.

Hatten Sie nach der Wende noch Angst ?

Nein, zu DDR-Zeiten ja. Wenn man auch sagen kann, dass uns die DDR-Zeit noch lange in den Knochen saß.

Noch ein Hinweis: In der Justizvollzugsanstalt Chemnitz gefiel mir, dass es dort eine Gefangenenzeitschrift gab, in der die Gefangenen selbst etwas schreiben konnten. Das ist für mich gelungene Resozialisierung. Mit dem, für die Zeitschrift verantwortlichen Ehrenamtlichen habe ich noch heute Kontakt.

Theresia Prüfer arbeitet heute ehrenamtlich in einem Chemnitzer Pflegeheim. Nach ihrem Lebensmotto: Jede Begegnung ist eine Bereicherung.

Manuela Polaszczyk | Fluchtversuch an der Ostsee 1984

Sie wollten mit einer Freundin die DDR schwimmend verlassen. Können Sie davon erzählen?

1964 - noch im gleichen Jahr, als ich geboren wurde - ging meine Familie vom Westen in die DDR. Als meine Eltern sich trennten, wuchs ich beim Vater auf. Jahrelang stellten wir Ausreiseanträge, die abgelehnt wurden, bis es mein Vater aufgab. 1984 durfte er für vier Tage in den Westen reisen und kam nicht zurück. Wieder stellte ich Ausreiseanträge, die abgelehnt wurden. Weil ich Leistungsschwimmerin war, kam ich auf die Idee, schwimmend das Land zu verlassen. Zusammen mit einer Freundin trampelten wir über Wismar an die Ostsee bis nach Boltenhagen. Von dort wollten wir zur Lübecker Bucht schwimmen. Es wären 37 km gewesen. Wir wussten, es fuhren dort Patrouillenboote, hofften aber, auf ein Fährschiff zu kommen.

Frühmorgens sind wir los geschwommen. Als die Patrouillenboote in unsere Richtung drehten, kehrten wir um und gaben uns als Urlauber. Soldaten mit Gewehren kamen an den Strand und nahmen uns mit zur Strandwache. Meine Freundin schaffte es dort zu fliehen. Sie hoffte, ich würde es auch schaffen. Mich brachten sie zur Stasi nach Grevesmühlen. Spät nachts hatten sie meine Freundin auch wieder gefangen genommen und sie hatte gestanden. Später wurden wir zur Stasi nach Cottbus gebracht. Die Vernehmungen waren dort an der Tagesordnung.

Wegen Verspätung beim Gericht wurde ein fertiges Urteil verlesen, wie kann das sein?

Mein Anwalt hatte sich für den Termin verspätet. Ich hatte ihn über Rechtsanwalt Vogel kennengelernt. Obwohl er von Herrn Vogel war, bekamen wir keinen neuen Verhandlungstermin. Das Urteil lautete: 2 Jahre und 4 Monate.

Wann kamen Sie auf Transport nach Hoheneck?

Am 12.12.1984 brachten sie mich erst mit dem Grotewohl-Express und danach mit der Minna nach Hoheneck. Ich wurde dem Lumpenkommando zugeteilt. Das heißt, ich musste Haftkleidung nähen. In meiner Zelle waren 15 Betten, die alle belegt waren. Es war eine kleine Zelle im Vergleich zu anderen. In Hoheneck habe ich sogar meinen Namen verloren. Du warst nichts, nur eine Nummer. Meine war 11099.

Die körperlichen und psychischen Belastungen waren so groß, dass Sie krank wurden?

Ja. In Hoheneck hatte ich zum ersten Mal gesundheitliche Probleme, die ich so nicht kannte. Später wurde festgestellt, dass es MS ist.

Wann sind Sie freigekauft worden? Wie erlebten Sie die Zeit danach? Haben Sie Ihren Vater getroffen?

1985 wurde ich nach 16 Monaten in Haft freigekauft. Ich kam dafür in die Abschiebehaft nach Chemnitz und wurde mit dem Bus in den Westen gebracht. Das erste Jahr ging ich nicht arbeiten, da meine Gesundheit es nicht erlaubte. In der DDR hatte ich den Beruf FA für Textiltechnik erlernt, in dem ich auch einige Zeit im Westen gearbeitet habe. Im Westen nennt man es Schwergewebekonfektionär. Eine Umschulung zur Industriekauffrau habe ich abgeschlossen, doch meine angeschlagene Gesundheit, immer noch MS, ließ es nicht zu, den Beruf auszuüben. Deshalb konnte ich nicht mehr

arbeiten. Die erste Zeit wohnte ich bei meinem Vater, bis ich mir eine eigene Existenz schaffen konnte.

Heute lebt Manuela Polaszczky zwischen Karlsruhe und Speyer in Rülzheim. Sie hat über die DDR-Zeit ein Buch geschrieben „DDR - Ein schwerer Weg“ und geht zu Zeitzeugengesprächen an Schulen. „Die Schüler sollen den Unterschied zwischen DDR und BRD erkennen,“ sagt sie.

Christel Kurth | Kündigung und Ausreiseantrag 1982

Sie waren Ausbilderin für Studenten und Schüler in einem Großbetrieb, bis Sie dann einen Ausreiseantrag gestellt haben. Welche Erfahrungen machten Sie damals beruflich? Warum haben Sie und Ihr Mann den Antrag gestellt?

Ich bin 1950 in Löbejün geboren, das ist ein kleiner Ort, der 20 km nördlich von Halle liegt. Nach meiner Ausbildung zur Chemielaborantin und Studium in Magdeburg arbeitete ich im VEB Chemische Werke Buna. Das Fabrikgelände war so groß, dass ich mit dem Fahrrad gefahren bin. Wir hatten ca. 18 000 Mitarbeiter. Das Werk entwickelte sich ab 1958 zum größten Karbid-Produzenten der Welt. Durch die technisch veralteten Produktionsanlagen kam es zu extremer Umweltverschmutzung. Die Hitze, der Rauch und der Staub auf dem Werkgelände belasteten die Gesundheit der Arbeiter und Angestellten und das Umland litt unter langjähriger Umweltverschmutzung. Ich wollte dort nicht bleiben. Durch meinen Mann, der im VEB Geräte- und Reglerwerke Teltow bei Potsdam arbeitete, einem Betrieb für Entwicklung und Fertigung von Steuerungs- und Regelungsanlagen, gelang es mir, dort eine Anstellung als Ausbilderin zu bekommen. Ich betreute die Werkstudenten. 1974 bekam ich meine Tochter und 1976 meinen Sohn. Nach der Mutterschaftszeit begleitete ich Schüler, die einen Tag in der Woche Unterricht in der Produktion hatten, und

außerdem Facharbeiterinnen für Sekretärinnen. Meine Arbeit war eine eigenverantwortliche Tätigkeit, während der ich auch die Herkunftsschulen der Praktikanten besuchen konnte.

Als 1980 eine Kundgebung zur Eröffnung des Großmanövers „Waffenbrüderschaft“ zum 25. Jahrestag des Militärbündnisses Warschauer Pakt stattfand, wollten wir unsere Kinder nicht länger als üblich in Hort und Kindergarten lassen. Eigentlich war die Teilnahme an der Kundgebung freiwillig, weil sie nach der offiziellen Arbeitszeit stattfand, aber als Pädagoge wurde man zur Teilnahme verpflichtet. Ich habe an der Kundgebung teilgenommen. Aber mein Mann, der die Kinder abholte und deshalb nicht an der Kundgebung teilnahm, wurde fristlos entlassen. Am 28. September 1982 stellten wir dann einen Antrag auf Entlassung aus der DDR-Staatsbürgerschaft! Daraufhin durfte ich nicht mehr in der Berufsausbildung arbeiten und wurde strafversetzt, der Umgang mit Schülern und Auszubildenden wurde mir verboten! Ich musste in der Produktion/Leiterplattenfertigung arbeiten! Eine für mich völlig ungewohnte, stupide Tätigkeit! Dann sollte ich im Schichtsystem arbeiten. Das konnte ich nicht, schon der Kinder wegen und ich kündigte!

Wann wurden Sie verhaftet?

Am Tag, an dem wir verhaftet wurden, dem 10. April 1984, wurden auch viele andere Antragsteller abgeholt, wie wir später von Mitgefangenen erfuhren. In der U-Haft haben die Vernehmer mich gefragt, ob ich den Antrag zurücknehmen will, dann könne ich zu den Kindern. „Nein, ich bleibe dabei“, sagte ich, aber es war für mich wie im Alptraum. Als Reaktion habe ich nichts gegessen, denn ich sorgte mich vor allem um unsere Kinder. Später erfuhren wir, dass sie nach der Verhaftung für eine Nacht in einem Kinderheim gewesen waren und dann von meiner Schwester abgeholt werden durften. Das sagte mir aber damals niemand.

Wie sind Sie nach Hoheneck gekommen?

Am 21. Mai 1984 war unsere Verhandlung, wegen ungesetzlicher Verbindungsaufnahme nach § 219 wurde ich zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr und mein Mann zu einem Jahr und fünf Monaten verurteilt. Die ursprüngliche Anklage lautete Staatsfeindliche Agententätigkeit (§ 100), wurde aber aufgrund pol. Entscheidungen in ungesetzliche Verbindungsaufnahme umgewandelt! Mein Mann kam in den Strafvollzug nach Cottbus und ich nach Hoheneck. Als wir nachts dort ankamen und das Tor hinter mir zuging, dachte ich: „da kommst du nicht mehr heraus,“ Es folgten Tage im Zugang, an die ich mich nicht erinnere. Ich hatte einen Blackout, erst als jemand zu mir sagte, „ich bin Renate, willst du das Bett über mir“, setzte meine Erinnerung wieder ein. Dann wurde ich eingeteilt zur Arbeit, ich sollte Bettwäsche nähen für VEB Planet. Wegen meiner schlechten Augen gab es nochmals einen Wechsel, ich sollte Bettwäsche legen. Das war ein Glück für mich, denn es war eine leichtere Arbeit. Dennoch habe ich in der Haftzeit 18 Kilo abgenommen. Aber ich konnte die 100% Norm schaffen. Ich verdiente 50-60 Mark im Monat, womit ich am Kiosk etwas kaufen konnte, z.B. Hygieneartikel, wie Seife, Zahnpasta, Zahnbürste, die von der Anstalt nicht gestellt wurden. Der Vorarbeiterin, eine Zivilangestellte, war ich sympathisch. Wenn ich Kreislaufprobleme hatte, durfte ich mit ihrer Erlaubnis auf die Toilette gehen, um etwas auszuruhen. Es war die einzige, die eine Tür hatte. Mein Geld teilte ich mit anderen Häftlingen, die weniger hatten! Öfter bestellte ich auch eine Torte für alle in unserer Zelle. Wir haben immer alles geteilt. Wir waren 12 Frauen, die Hälfte Kriminelle, die andere Hälfte Politische. Mit den Kriminellen zusammenzuleben, mußte ich erst lernen. Sie hatten das Sagen. Meine Reaktion war, dass ich mich untergeordnet habe. In Gedanken an meinen Vater, der im Zweiten Weltkrieg fünf Jahre in russischer Gefangenschaft gewesen war, sagte ich mir, du mußt es auch schaffen, du mußt das Beste daraus machen. Weil die Wachtmeisterinnen mit Dienstgrad angeredet werden mussten, sagten wir einfach zu allen den obersten Titel, das klappte.

Aber ich verachte Menschen, die ihre Stellung ausnutzen, um anderen weh zu tun. Mein Mann war während der Haft einmal 12 Tage in Einzelhaft gekommen, weil er bei einem Vortrag über das Elend in der Bundesrepublik Deutschland gesagt hatte, „dann lassen sie uns doch hin, das ist ja dann die größte Strafe“. In Hoheneck gab es ab und zu eine Razzia, bei der unsere Sachen durchwühlt und auf den Boden geworfen wurden. Danach findest du nichts mehr und alles ist schmutzig. Der Schmutz war immer da. Zum Haarewaschen nahmen wir Kaffee, weil wir kein warmes Wasser hatten. Den Kaffee haben wir nicht getrunken, weil er gespickt mit Hormonen war. Auch unsere Decken waren schmutzig, sie wurden nicht gewaschen, sondern nur ausgeschüttelt. Sicher ein Grund, dass wir zwischenzeitlich Läuse hatten. Bis heute bin ich deshalb überreinlich. In der ersten Zeit nach der Haft habe ich zweimal am Tag geduscht.

Woher wussten Sie von Ihrem Transport ins Kaßberggefängnis?

Durch einen Sprecher mit meiner Schwester am 18. November 1984. Sie hatte die Nachricht über unsere Freilassung von Verwandten aus München erhalten. Sie nannte ein vereinbartes Code-Wort, welches eigentlich für die normale Ausreise bestimmt war! Es stimmte mit dem überein, was der Anwalt schon in der U-Haft zu mir gesagt hatte. Dass ich davon ausgehen könnte, zu Weihnachten drüben zu sein.

Sind sie mit dem Bus nach Gießen gefahren?

Ja, am 10. Dezember 1984 haben wir im Gefängnis eine notarielle Vollmacht unterzeichnet, in der der Umgang mit unseren Habseligkeiten geregelt wurde. Am 19. Dezember 1984 war dann die Fahrt nach Gießen. Im Bus hat RA Vogel die Liste der Kinder vorgelesen, die nachkommen dürfen, das beruhigte mich. Als ich meinen Mann im Bus sah, habe ich ihn nicht erkannt, denn auch er hatte viel abgenommen und hatte keinen Bart wie

früher. Zwei Tage später fuhren wir nach Rimsting am Chiemsee und haben dort Weihnachten bei Verwandten gefeiert. Wir zogen in ein Wohnheim und ich habe am 7. Januar 1985 die erste Arbeit bei einer Reinigungsfirma angenommen. Wir wohnten in einem Zimmer mit einem Bett und zwei Luftmatratzen für unsere Kinder, die am 19. Februar kamen. Ich hatte inzwischen, auch krankheitsbedingt, meine Arbeit gekündigt und war dann für unsere Kinder daheim. Damals haben uns die Leute sehr geholfen. Am 1. April 1985 bezogen wir eine Wohnung in Germering. Wir haben sparsam gelebt und konnten uns bereits im Sommer einen Urlaub in Kroatien leisten.

Wie gelang es Ihnen, den Neuanfang zu gestalten?

Ab 1988 begann ich in der Firma, in der mein Mann arbeitete, auszuweichen und wir entschlossen uns, ein Reihenhaus zu kaufen, das wir in 16 Jahren abbezahlen konnten. Mein Mann vertrieb damals elektrische Geräte. Das Geschäftsauto durften wir auch privat nutzen. Später haben wir dann eine Firma für Leiterplattenprüfung gegründet. Wir haben sehr viel gearbeitet, 14-16 Stunden am Tag. So viel, dass ich krank wurde. Nach meiner Krankheit entschloss ich mich, wieder in meinem Beruf einzusteigen. Ich arbeitete darauf bei der Firma Hilti im Bereich Forschung und Entwicklung als Chemielaborantin, in der ich bis zu meiner Rente blieb. Nachdem wir meine Schwiegermutter aus dem Osten zu uns geholt hatten und wir sie zu uns nehmen wollten, mussten wir ein größeres Haus suchen. 2007 kauften wir ein neues Haus in Buchloe. 2013 gingen wir in Rente.

Christel Kurth und auch ihr Mann kommen gerne zu den Treffen ehemaliger politischer Häftlinge nach Cottbus und Stollberg. Aus den anfänglichen Selbsthilfegruppen sind zwei Vereine entstanden. Das ist einmal das Forum für politisch verfolgte und inhaftierte Frauen der SBZ/ SED-Diktatur e.V. und dann das Menschenrechtszentrum Cottbus e.V.. Der Verein von Cottbus hat die ehemalige Gefängnisanlage gekauft und renoviert. Er setzt sich aktiv für Menschen in Krisengebieten ein, wie z.B. in der

58 *Ukraine. Herr Kurth geht für Zeitzeugengespräche an Schulen.*

Petra Weise | 1980 wollten wir zu Fuß nach Jugoslawien fliehen

1954 wurde ich in Freiberg geboren. 2-3 Schüler oder Schülerinnen aus jeder Klasse durften an die erweiterte Oberschule. Ich war nicht darunter, weil meine Mutter Lehrerin war. So machte ich eine Ausbildung zur wissenschaftlichen Bibliotheksfacharbeiterin an der Bergakademie Freiberg. Meine Eltern waren in der Partei. Auch ich fand das System stimmig. Das lag daran, dass wir im „Tal der Ahnungslosen“ wohnten, so nannte man das Gebiet von Freiberg bis Dresden, in dem es keinen Empfang von Westradio und Westfernsehen gab. Ich wohnte noch bei den Eltern, als ich 1971 meinen Mann kennenlernte. Er lernte Elektriker und BMSR-Techniker mit Abitur. Auch er war systemkonform. Ein Jahr nach der Geburt unseres Sohnes wurde uns eine Kellerwohnung zugewiesen. Drei Jahre später wurde unsere Tochter geboren. Ich durfte sie nicht sehen. Sie kam sofort in die Kinderklinik in Karl-Marx-Stadt und drei Wochen später in die Uni-Klinik nach Leipzig, in der sie 10 Monate bleiben mußte. An den Wochenenden besuchten wir sie. Es waren etwa 30 Kinder im Krankenzimmer auf der Kinderklinik. Die Eltern durften nicht zu den Kindern, sondern mußten an der geöffneten Tür stehenbleiben. Mein Kind hatte eine seltene Blutkrankheit, für die es Medikamente nur für Devisen gab, weshalb es auf eine lange Warteliste kam.

Sie sind dann nach Berlin umgezogen. Konnte Ihnen dort geholfen werden?

Der Arzt empfahl einen Umzug nach Berlin, da es dort bessere Behandlungsmöglichkeiten gab. Mein Mann fand eine Stelle im Institut für Regelungstechnik und ich in der Bibliothek der medizinischen Fachschule. Über die Sekretärin meines Mannes fanden wir und die Kinder nur ein Zimmer in einer Dreiraum-

wohnung. Im zweiten Zimmer wohnte eine junge Stewardess und in der Wohnstube eine alte Frau, die wir mit versorgten. Unsere Tochter brachten wir zur der Klinik Berlin-Buch, die einen guten Ruf hatte. Es hieß, man könne ihr die Milz mit sechs Jahren entfernen, aber die Lebensaussicht für sie lag bei maximal 4 Jahren, wenn keine entsprechende medizinische Behandlung möglich ist.

In Berlin hatten wir einen Kulturschock erlitten. Unsere Kollegen fuhren Volvo, hatten Siemens-Kühlschränke, dennoch bezeichneten sie alles aus dem Westen als feindlich. Diese Doppelmoral war für uns unerträglich. Mein Vater hatte Geschwister im Westen, aber der Kontakt zu ihnen war ihm verboten, deshalb kannte ich nicht einmal die Nachnamen seiner drei Schwestern.



Sie wußten nichts vom Freikauf. Für welchen Weg haben Sie sich entschieden?

Weil wir keinen Ausreiseantrag stellen wollten, beschlossen wir, heimlich über die Grenze zu gehen. Dafür flogen wir nach Sophia, von dort wollten wir nach Süden laufen. Wir hofften so, nach Jugoslawien zu gelangen. Wir waren 5 Personen, mein Bruder, mein Mann, die Kinder und ich. Zwei Tage und eine Nacht sind wir gelaufen. Als wir am Grenzzaun angelangt waren und durchgekrochen sind, kamen Grenzsoldaten, die die Männer geschlagen haben. Sie hatten Waffen und Schäferhunde. In einem Armeelager haben sie uns in eine Blechkiste auf einem Armeefahrzeug gestopft und nach Sophia gefahren. Die Männer kamen in ein bulgarisches Gefängnis, ich mit den Kindern kam in eine Unterkunft. Dort fragte ich die Wirtin, ob ich mit einer Freundin in Ostberlin telefonieren könnte. Ich gab ihr dafür mein ganzes Bargeld, 1500 DM. Es klappte. Ich sagte am Telefon nur: „Karin, wir sind verhaftet, bitte informiere meine Eltern.“ Ich vertraute darauf, dass meine Eltern dank ihrer Linientreue die Kinder aus dem Heim holen könnten. Wir wurden dann mit dem Flugzeug nach Berlin gebracht, wo sie uns voneinander trennten. Ich kam in die U-Haft nach Berlin-Pankow und die Kinder in ein Heim. Der Haftrichter sagte mir, wegen der Flucht bekomme ich eine Strafe von 5 Jahren. Während der ersten Tage saß ich in Einzelhaft, ohne Information, was mit mir, meinem Mann und meinen Kindern weiter geschehen soll. Bei den Vernehmungen war nur interessant, wer von der Flucht aus der DDR wußte, da diese Personen als Mitwisser ebenfalls bestraft werden.

Eines Tages sagte der Haftrichter, dass meine Tochter operiert wird und er mir mitteilen wird, ob sie den Eingriff überlebte. Ich war vor Angst wie gelähmt. Als ich bemerkte, wie mir Medikamente eingeflößt wurden, erwachte mein Überlebensinstinkt und die lähmende Angst verschwand. Ich sollte zu meiner Verteidigung einen Anwalt aus einer Liste auswählen. Deshalb entschied ich mich für einen, der im gleichen Jahr, wie mein

Vater geboren war, mit Geburtsort in Niederschlesien, folglich mit gleicher Erfahrung, wie mein Vater, der nach dem Zweiten Weltkrieg aus Pommern vertrieben worden war. Das war zufällig der einzige Anwalt der DDR, der am Freikauf von politischen Häftlingen beteiligt war. Doch davon erfuhr ich erst viel später im Strafvollzug. Ich habe Rechtsanwalt Vogel nie persönlich gesehen, nur seinen Mitarbeiter. Mein Mann bekam zwei Jahre und 8 Monate, mein Bruder zwei Jahre und 10 Monate und ich ein Jahr und 8 Monate Haftstrafe. Im Vollzug habe ich zum ersten Mal Kriminelle getroffen. Bis dahin habe ich tatsächlich gedacht, das es in der DDR keine Kriminellen gibt. Mit dem Zug brachten sie mich und andere Häftlinge nach Karl-Marx-Stadt. Auf dem Bahnhof wurden wir in Ketten gefesselt zum Bus geführt, der uns ins Erzgebirge ins Frauenzuchthaus Hoheneck fuhr. Überall sah ich die Schwibbögen in den Fenstern, das gab mir Hoffnung. Unsere Verwahrraumälteste war auch eine Kriminelle, die ihre zwei Kinder umgebracht hatte. Sie kommandierte in unserer Zelle. Man durfte ihr nicht anmerken lassen, dass man sie nicht mochte. Ich durfte einen Brief im Monat schreiben. Besuch hatte ich zweimal. Einmal von meiner Mutter, einmal von meinem Vater. Zur Arbeit war ich eingeteilt für die Firma Esda in der Strumpfhosenherstellung. In einer Schicht musste ich 650 Strumpfhosen mit Zwickel nähen. Nur wer die Norm erfüllte, bekam Geld für den Einkauf am Kiosk und einen Paketschein für Papier, Stift und Zahnpasta.

Konnten Sie ihre Tochter an einen Ort bringen, an dem ihr geholfen wurde?

Eines Tages hieß es: „Raustreten, Sie werden verlegt!“ Dann kam ich mit anderen Strafgefangenen auf Transport nach Karl-Marx-Stadt ins Kaßberg-Gefängnis. Dort durfte ich nach weiteren Vernehmungen meinen Ausreiseantrag schreiben. Als ich in den Bus kam und meinen Mann wiedergesehen habe, konnten wir nicht reden. Wir hielten uns nur aneinander fest. Es war gewaltig. An der Grenze hielt der Bus und die Bewacher stiegen aus. Jetzt waren wir frei. Wir

bekamen einen Fressbeutel mit Brötchen, Saft, der obligatorischen Banane und Zigaretten und fuhren nach Gießen. Erst 8 Monate später erhielt ich von der Anwaltskanzlei Stange ein Telegramm, das mir die Einreise in die DDR erlaubte, um die Kinder abzuholen. Ich mußte dafür zweimal anreisen, da sie mich beim ersten Mal an der Grenze wieder heimgeschickt hatten. 1984 wurde meine Tochter mit 8 Jahren operiert. Zuvor war sie zwei Jahre lang medizinisch eingestellt worden. Nach zwei weiteren Jahren war sie vollständig geheilt. Wir wohnten damals in Hessen in Altenstadt. 1992 sind wir wieder nach Sachsen gezogen, zuerst nach Halsbrücke bei Freiberg, dann 1997 nach Chemnitz. Ich wollte wieder in die Heimat zurück, um beim Aufbau mitzuhelfen und konnte nicht fassen, dass sich viele Leute die Mauer zurückwünschten.

Petra Weise lebt heute mit ihrem Mann in Chemnitz. Sie hat über ihre Erlebnisse einige Bücher geschrieben. Außerdem malt sie gerne Aquarellbilder.

Für meine Maus
(Ich nannte Tom so)

Wir kannten uns schon viele Jahre,
verlobten uns nur so zum Spaß.
Ich stutzte Dir so oft die Haare
und wir lagen gern im Gras.

Wir fuhren an die Sperre zelten,
Es war verrückt wie's keiner kennt.
Wir lebten schon in fremden Welten,
vom Alltag völlig abgetrennt.

Wir schliefen unter fremden Dächern,
haben's uns bequem gemacht.
waren auch nicht schlecht im Bechern,
haben viel und laut gelacht.

Die Zeit verging, was war zu tun?
Probleme gab es lange schon.
Wir brauchten eine Wohnung nun,
denn geboren war unser Sohn.

Wir zogen in ein dunkles Loch
und richteten uns ein.
Nach viel Arbeit war es doch
dann unser glücklich Heim.

Der Winter kam, es wurde kalt,
wir haben sehr gefroren.
Die Justiz kam mit Gewalt,
war gegen uns verschworen.

Es gab so viele Schwierigkeiten,
wir sind nicht zurückgeschreckt.
Drauf los, sie sind nicht zu vermei-
den, wir haben uns ein Ziel gesteckt.

Gemeinsam haben wir's geschafft
und so soll's immer bleiben.
Es geht nur mit vereinter Kraft,
wir müssen's allen zeigen.

Oh Maus! Ich liebe Dich so sehr,
je mehr man Dich auch trennt
von mir.
Der Liebe wird es täglich mehr,
und ich gehöre einzig Dir.

Elke Schlegel, U-Haft, 1984